

Katholisches Leben im Wandel

|| Ein Beitrag zur Geschichte der Seelsorge im Bistum Hildesheim

Von Thomas Scharf-Wrede

Im Geleitwort zu der von Erwin Gatz, Kirchenhistoriker und Rektor des Campo Santo in Rom, herausgegebenen „Geschichte des kirchlichen Lebens“ schreibt der Mainzer Bischof und Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Professor Karl Lehmann:

„Kirche ist ein Ort ungewöhnlich vieler Verflechtungen und Beziehungen, Wechselwirkungen und Auseinandersetzungen. Kirchengeschichte als historische Darstellung der sich entfaltenden Lebensäußerungen im Raum der Kirche selbst und in ihrem gesellschaftlich-politischen und kulturellen Umfeld ist darum ein sehr reiches und spannungsvolles Thema. Leider ist sie immer wieder eingeschränkt worden auf die großen kirchenpolitischen Ereignisse, z.B. die Konflikte zwischen Staat und Kirche sowie die Spaltung der Christenheit. Schon die Darstellung der religiösen Kräfte tritt oft dahinter zurück. Die Geschichte der Seelsorge steht am Rande und die Erforschung des alltäglichen kirchlichen Lebens ist – von Einzeluntersuchungen abgesehen – eher ein Stiefkind der Forschung.“¹

Um dieses „Stiefkind“ der kirchenhistorischen Forschung soll es im folgenden gehen – um die Entwicklung der Seelsorge im Bistum Hildesheim in den letzten 150 Jahren.

Das 1824/34 neu organisierte, jetzt den östlich der Weser gelegenen Teil des Königreichs Hannover sowie das Herzogtum Braunschweig umfassende Bistum Hildesheim zählte – und zählt – flächenmäßig mit rund 32.000 qkm zu den größten deutschen Diözesen, in bezug auf die Zahl der Gläubigen mit

¹ Vortrag vom 13. Februar 1998 beim Verein für Geschichte und Kunst im Bistum Hildesheim in Hildesheim.

Zitat: K. Lehmann, Geleitwort. In: E. Gatz, (Hrsg.), Geschichte des kirchlichen Lebens. Bd. 1: Die Bistümer und ihre Pfarreien, Freiburg 1991, S. 5.

damals rund 60.000 jedoch zu den kleinsten.² Diese lebten fast ausschließlich im Raum Hildesheim und im Untereichsfeld: In der Lüneburger Heide, zwischen Elm und Harz oder auch an der Weser und Elbe gab es so gut wie keine Katholiken, geschweige denn katholische Gemeinden. Diese entstanden erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, als insbesondere Hannover, Braunschweig sowie der Unterweser- und Unterelberaum einen erheblichen wirtschaftlichen Aufschwung erfuhren, der zahlreiche Katholiken aus dem Bistum, aber auch aus dem Rheinland, Westfalen, Schlesien und Posen hierherführte. Es ist der besondere Verdienst Bischof Eduard Jakob Wedekins (1849/50–1870), diesen pastoralen Notwendigkeiten entsprechend gehandelt und die Einrichtung neuer Kirchengemeinden in bis dahin nahezu ausschließlich protestantischen Gebieten ermöglicht zu haben.

Ein gutes Beispiel für dieses „Einwurzeln“ der katholischen Kirche in fremder Umgebung ist die Entstehung und frühe Entwicklung der unweit Bremens gelegenen Gemeinde Blumenthal, wo sich Mitte des 19. Jahrhunderts ein Zentrum der aufkommenden textilverarbeitenden Industrie entwickelte. Nachdem die vornehmlich aus dem Rheinland und dem Untereichsfeld hierhergekommenen ca. 150 Katholiken zunächst einige Jahre mehr schlecht als recht von Bremen aus seelsorglich betreut worden waren, kam 1854 der bisherige Duderstädter Kaplan Carl Wilhelm Nürnberg als erster ständiger Geistlicher nach Blumenthal; bis Bremen per Bahn, dann mit dem Schiff bis Vegesack und schließlich die letzten Kilometer zu Fuß. Die im dortigen Pfarrarchiv noch vorhandenen Erinnerungen seiner Schwester und Haushälterin geben beredtes Zeugnis von Rahmenbedingungen wie Inhalten seelsorglichen Tuns in der Diaspora. Über das Haus, in dem ihr Bruder und sie zunächst unterkamen, heißt es u.a.:

„Die Familie Montag hatte ihre Webstühle auf den Speicher gebracht, wodurch zwei große Räume gewonnen waren – einer für die Kapelle und ein angrenzender für die Schule. Unsere Wohnung war sehr beschränkt. Das Haus war von allen Seiten reichlich mit Fenstern versehen, die viel Luft, im Winter aber auch viel Kälte hereinließen. Mein Bruder hatte zwei kleine Zimmer mit einer Verbindungstür. ... Die Stube war so klein, daß man nur das Allernötigste dort unterbringen konnte. Die Stube war Wohn-, Eß-, Studier- und Empfangsraum. Ich konnte sie

² Th. Scharf-Wrede, Zum Hildesheimer Weltklerus zwischen 1800 und 1939. In: Römische Quartalschrift 88 (1993), S. 397–420.

zuweilen als Näh- und Flickraum benutzen. Ich selbst hatte keine Kammer, es war mir gestattet, in Montags bester Stube zu schlafen, eine feuchte, ungesunde Schlafstätte.“³

Zu den vorrangigsten Aufgaben eines jeden „Missionars“ – so die damalige offizielle Amtsbezeichnung für die in Gemeindeneugründungen tätigen Geistlichen – gehörte die Finanzierung ihrer „Mission“: vorrangig mittels sogenannter „Bettelbriefe“ an ortsansässige Unternehmen, an überdiözesan organisierte katholische Vereine wie den Bonifatiusverein, dessen dezidiertes Ziel ja die Unterstützung der Katholiken in der Diaspora war (und ist), und schließlich an finanzkräftige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. In den bereits genannten Lebenserinnerungen Wilhelmine Nürnbergs heißt es hierzu:

„Abends um 9 Uhr schickte er mich zu Bett und dann fing seine Hauptarbeit erst an. Da schrieb er die langen Bettelbriefe um milde Gaben für den so notwendigen Kirchbau... Von den Hoheiten, die er in den ersten Monaten anschrieb, ist zunächst der Kaiser Franz-Joseph von Österreich zu nennen, welcher 150 Gulden schickte.“⁴

Natürlich war diesen Bemühungen nicht immer Erfolg beschieden, und daß u.a. das Bischöfliche Generalvikariat in Hildesheim zu denjenigen Einrichtungen gehörte, die eher vorsichtig-zurückhaltend – um nicht zu sagen: ablehnend – reagierten, dürfte manchem Pfarrer und Kirchenvorstand von heute eine nur zu vertraute Erfahrung sein.

Darüber hinaus unternahm Nürnberg auch so manche „Bettelreise“. Wenn ihn seine erste diesbezügliche Unternehmung nach Ostfriesland führte, so hätte er wohl schwerlich ein ungünstigeres Ziel finden können. Der Erfolg war gleich Null, weswegen er sich in der Folgezeit – wie auch die Seelsorger anderer Gemeindeneugründungen – in traditionell katholische Gebiete begab: vornehmlich ins Stift Hildesheim, wo er nicht nur im Gottesdienst sammelte, sondern sogar von Tür zu Tür zog – mit beträchtlichem Erfolg, denn bereits 1855 konnte in Blumenthal das Grundstück für eine katholische Kirche samt

³ Bericht von Wilhelmine Nürnberg, Schwester von Pastor Nürnberg. Pfarrarchiv Blumenthal, Chronik der St. Mariengemeinde zu Bremen-Blumenthal von 1854-1974; hier zit. nach Scharf-Wrede, Weltklerus (wie Anm. 2), S. 408f. Zur Situation der katholischen Kirche in der Diaspora s. grundlegend H.-G. Aschoff, Diaspora. In: E. Gatz (Hrsg.), Geschichte des kirchlichen Lebens. Bd. 3: Katholiken in der Minderheit, Freiburg 1994, S. 39-142.

⁴ Scharf-Wrede, Weltklerus (wie Anm. 2), S. 409.

Schule und Pfarrhaus erworben und im darauffolgenden Jahr mit dem Kirchbau begonnen werden.

Es überrascht, wie pragmatisch und realitätsorientiert der Missionar Nürnberg die seelsorgliche Arbeit in seiner kleinen Gemeinde begann. So bemühte er sich auch sehr, in der evangelisch geprägten Umgebung keine antikatholischen Ressentiments hervorzurufen. Als seine Schwester ihn beispielsweise einmal darauf ansprach, ob er bei Familie X nicht endlich einmal wegen des Tauftermins ihres neugeborenen Sohnes nachfragen wolle, antwortete er:

„Nein, das geht nicht. Ich muß noch warten, bis die Leute kommen, wie sie es gewohnt sind. Später wird das anders.“⁵

Ein Diasporaseelsorger brauchte um 1850/ 70 vor allem Geduld und Ausdauer – Kirche- bzw. Gemeinde-Werden dauerte ganz einfach...

Vielleicht darf ich an dieser Stelle noch kurz erwähnen, daß die für Gemeinde-neugründungen bis etwa 1910 übliche Bezeichnung „Mission“ auf evangelischer Seite natürlich recht skeptisch betrachtet wurde, ja, man bisweilen vor Ort eine Art „katholischer Gegenreformation“ befürchtete; solche Fälle sind mir bspw. aus der Lüneburger Heide bekannt. Dabei bezeichnete „Mission“ nach katholischem Verständnis nichts anderes als eine Gemeindeneugründung, deren Leiter durch den Bischof jederzeit frei versetzbar war und dem keine offiziellen, seitens des Staates anerkannten Funktionen wie die Führung von Kirchenbüchern oblagen. Missionen waren dem Bischöflichen Stuhl direkt unterstellt und besaßen – im Unterschied zur Pfarrei oder Kuratie – keinen eigenen Kirchen- oder Pfarrbesitz; weswegen es in den Missionsstationen auch keinen eigenen Kirchenvorstand gab.⁶

Besondere, gerade gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer stärker werdende Bedeutung für das gemeindliche Leben in der Diaspora wie in den katholischen Kerngebieten kam dem katholischen Vereinswesen zu: Hier realisierte sich kirchliches Leben ganz wesentlich – und damit auch Seelsorge. Bischof Daniel Wilhelm Sommerwerck drückte dies in seinem Fastenhirtenbrief des Jahres 1887 u.a. so aus:

⁵ Ebd., S. 410.

⁶ Th. Scharf-Wrede, *Das Bistum Hildesheim 1866–1914. Kirchenführung, Organisation, Gemeindeleben*, Hannover 1995, S. 62f.

„Die Bestrebungen der Vereinigungen in der katholischen Kirche sind keineswegs auf die Übung des Gebets und der Frömmigkeit beschränkt. Das Christentum und die Kirche sollen ja den ganzen Menschen umfassen und bilden und alle Verhältnisse seines Lebens durchdringen. Dementsprechend haben sich denn auch im Laufe der Zeiten, erweckt vom Geiste der Gemeinsamkeit und Nächstenliebe, auf allen Gebieten und für die verschiedensten Bedürfnisse und Aufgaben des Lebens katholische Vereine gebildet. Bald ist es die Verbreitung des Glaubens und der Schutz der kirchlichen Interessen, bald die Linderung der Not der Armen, bald sind es Bedürfnisse des sozialen Lebens, welche die katholischen Vereine ins Leben gerufen haben. ... An dem uralten Baum der Kirche sprossen stets neue Zweige voll frischen Lebens hervor und tragen kostbare Früchte.“⁷

Zu diesen „neuen Zweigen voll frischen Lebens“ zählten im Bistum Hildesheim – neben den in eigentlich allen Gemeinden existenten Männer-, Frauen-, Jungmänner- und Jungfrauenvereinen – vor allem der Gesellenverein, der katholische Arbeiterverein, der Volksverein, der Marienverein sowie die Vinzenz- und Elisabethvereine bzw. -konferenzen oder auch der Bonifatiusverein.⁸ Sie alle stehen für das Bekenntnis der Kirche zur Welt, für eine – wenn auch häufig übervorsichtige – Annäherung an deren gerade um die Jahrhundertwende so fundamentale gesellschaftliche, soziale, wirtschaftliche wie politische Veränderungen: Gerade mittels der Vereine verließ die katholische Kirche Deutschlands den „Elfenbeinturm“, in den sie sich im Kulturkampf, dieser tiefgreifenden Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat um die jeweiligen Kompetenzen in den Jahren 1871 bis 1887, zurückgezogen hatte.

Dezierte Aufgabe des Gesellenvereins war die Erziehung seiner Mitglieder zum „Christsein in der Welt“ und deren berufliche Weiterqualifikation. Die Initiative zu seiner Gründung ging denn auch häufig von den Gemeinden bzw. Handwerkern selbst aus – so bspw. in Braunschweig, wo 1884 der nach Hildesheim und Hannover dritte Gesellenverein unseres Bistums entstand. Besondere Bedeutung gewann der Gesellenverein, an dessen Spitze stets ein Laie und ein Geistlicher als Präses standen, im Untereichsfeld, konnten seine Mitglieder doch während der gerade nach 1890 üblichen Saisonarbeit – wir würden heute sagen: Beschäftigung in befristeten Arbeitsverhältnissen – in industriellen Ballungszentren die Wohnheime der dortigen Brudervereine be-

⁷ Fastenhirtenbrief Bischof Sommerwercks von 1887. In: Hirtenbriefe des hochwürdigsten Herrn Dr. Wilhelm Sommerwerck, gen. Jakobi, Bischofs von Hildesheim von 1871 bis 1905. Hildesheim 1906, S. 200–219, hier: S. 205.

⁸ S. dazu Scharf-Wrede, Bistum Hildesheim (wie Anm. 6), S. 342–383.

nutzen; sein „weibliches Pendant“ war übrigens der Marienverein, der dieselben inhaltlichen Ziele verfolgte und seinen Mitgliedern ebenfalls Wohnmöglichkeiten bot. Wenn ich noch einmal aus dem bereits genannten Hirtenbrief Bischof Sommerwercks zitieren darf:

„An Euch, katholische Gesellen, richte ich darum die Mahnung: tretet diesem Vereine bei und richtet Euer Tagewerk nach seinen Grundsätzen ein. Wohin Ihr dann Eure Schritte wendet, da werdet Ihr im katholischen Gesellenverein einen Ersatz für das Vaterhaus finden und im Kreise gleichgesinnter Brüder die Stunden der Erholung in fröhlicher Unterhaltung und nützlicher Belehrung verbringen.“⁹

Im Regelfall kamen die Vereinsmitglieder wöchentlich oder zweiwöchentlich zusammen: zur berufsspezifischen Weiterbildung, zum ebenfalls vielerorts angebotenen „allgemeinen Unterricht“ – vor allem Deutsch- und Rechenunterricht –, zu Vortragsreihen über sozialpolitische Themen oder auch einfach nur zum geselligen Miteinander; Gesellenvereine besaßen recht häufig eifrige Gesangs- und Theatergruppen. Auch das religiöse Moment kam nicht zu kurz: Referate zu kirchlich-spirituellen Fragen der Zeit, die regelmäßige gemeinschaftliche Kommunion oder die ebenfalls geschlossene Teilnahme an einer Wallfahrt – dies natürlich vornehmlich im Untereichsfeld und im Großraum Hildesheim-Hannover – müssen hier genannt werden.

Ähnliche Ziele verfolgten die zahlreichen Arbeitervereine, die sich – so Papst Leo XIII. 1884 in seiner Enzyklika „Humanum Genus“ – um die „Hebung von Religiosität und Sittlichkeit“ gegen „Genußsucht“ und „revolutionäre Bewegungen“ bemühen sollten. Dieser Bereich erschien dem Hildesheimer Stadtklerus übrigens als so wichtig, daß er 1890 die Anstellung eines eigenen Arbeiter-Seelsorgers forderte – ein Wunsch, den Bischof Sommerwerck aufgrund des kulturkampfbedingten Priestermangels zwar nicht erfüllen konnte, doch immerhin bestellte er wenig später den mit dieser Thematik vertrauten Professor am Hildesheimer Priesterseminar und späteren Bischof Dr. Joseph Ernst zum Diözesanpräses der Arbeitervereine.¹⁰ Nicht zuletzt diesem ist es zu verdanken, daß in Hildesheim ein „Soziales Auskunftsbüro“ eingerichtet wurde, in dem katholische Arbeiter in allen Berufs- und Familienfragen unbürokratische und kompetente Hilfe fanden.

⁹ Fastenhirtenbrief (wie Anm. 7), S. 214.

¹⁰ Scharf-Wrede, Bistum Hildesheim (wie Anm. 6), S. 360.

Als sozialpolitische und wirtschaftspolitische Interessenvertretung ihrer Mitglieder bemühten sich die katholischen Arbeitervereine und mit ihnen die überkonfessionellen Christlichen Gewerkschaften natürlich auch um angemessene, zeitgemäße Arbeitsverträge und Arbeitsbedingungen. Hierzu gehörte u.a. auch die Diskussion um die Legitimität eines Streiks zur Durchsetzung eigener Interessen – eine Frage, die um 1900/ 1910 das katholische Deutschland in zwei Lager spaltete, ging es doch letztlich um die Emanzipation der Laien vom amtskirchlichen Führungsanspruch in rein weltlichen Belangen: die einen – die sogenannte Köln-Mönchengladbacher Richtung – waren dafür, die anderen – die Berlin-Breslauer um Kardinal Kopp – dagegen.

Es gehört zu den Typika der Hildesheimer Bistumsgeschichte, daß derartige „gesamtkirchliche“ Auseinandersetzungen hier kaum geführt wurden. So schrieb etwa die katholische „Hildesheimer Zeitung“ im Mai 1902:

„Man sollte sich doch etwas mehr vor der üblichen Gepflogenheit der Scharfmacher in acht nehmen, die jedes Streben der Arbeiter nach Gleichberechtigung und jeden Kampf um Verbesserung der Arbeitsverhältnisse gleich für sozialdemokratisch halten.“¹¹

Tatsächlich fanden die Hildesheimer Arbeitervereine auf ihrer Delegiertenkonferenz Anfang Juli 1902 einen praktikablen Ausweg, nämlich die Möglichkeit der Doppelmitgliedschaft in beiden Organisationen, also sowohl in den Katholischen Arbeitervereinen als auch in den Christlichen Gewerkschaften – eine Regelung, die sich in der Folgezeit durchaus bewährte; was u.a. auch das eindringliche Werben Bischof Bertrams für diese Lösung auf der Fuldaer Bischofskonferenz des Jahres 1910 belegt.

Ein weiterer besonders relevanter Verein war der Volksverein, der sein Entstehen vor allem dem hannoverschen Zentrumsabgeordneten im Deutschen Reichstag Dr. Ludwig Windthorst verdankte. Auch ihm ging es – wie es in der Satzung von 1906 heißt – um die

„Belehrung des deutschen Volkes über die aus der neuzeitlichen Entwicklung erwachsenen sozialen Aufgaben und die Schulung zur praktischen Mitarbeit an der geistigen und wirtschaftlichen Hebung aller Berufsstände.“¹²

¹¹ Hildesheimer Zeitung 143, 12.5.1902.

¹² Zum Volksverein im Bistum Hildesheim s. Scharf-Wrede, Bistum Hildesheim (wie Anm. 6), S. 368–372, hier: S. 369.

Anders als die bisher skizzierten Vereine stand der Volksverein allerdings jedem offen, katholischen Männern wie Frauen wie sogar den evangelischen Mitchristen, d.h. der Volksverein war keine apologetische Anti-Bewegung und schon gar kein intellektueller Eliteclub, sondern einfach ein „Verein für alle“. Der nach 1902 in nahezu jeder Gemeinde des Bistums Hildesheim existente Volksverein organisierte vor allem, nicht selten von Geistlichen durchgeführte, „Soziale Seminare“, in denen man sich u.a. mit der sogenannten „sozialdemokratischen Propaganda“, der Rolle der Frau in der modernen Gesellschaft oder auch der Problematik der Wanderarbeit auseinandersetzte; dabei war übrigens nicht die definitive Lösung der anstehenden Fragen das eigentliche Ziel, vielmehr galt es, über bestimmte Themen ins Gespräch zu kommen und möglichst vorurteilsfrei nach Antworten zu suchen.

Aus der großen Zahl der Frauenvereine sei besonders hingewiesen auf den Elisabethverein, der seine Aufgabe darin sah,

„1. durch gemeinsames, auf Christus, den Vater der Armen, gegründetes Wirken für die Armen sich gegenseitig zu erbauen und zu vervollkommen sowie 2. durch Ausübung christlicher Liebeswerke dem Nächsten leiblich und seelisch beizustehen.“¹³

Wichtigstes Betätigungsfeld dieser Frauengruppen waren „Suppenküchen“, in denen bedürftige Menschen während der Wintermonate eine warme Mahlzeit erhielten, sowie „Brockensammlungen“, tw. mit evangelischen Schwestervereinen gemeinsam durchgeführte Basare, deren Erlös ebenfalls sozialcaritativen Zwecken zugeführt wurde.

Kirche beschränkte sich demnach um die Jahrhundertwende also keinesfalls auf den Besuch des Gottesdienstes und Empfang der Sakramente. Die Katholiken des Bistums Hildesheim engagierten sich vielmehr in bemerkenswerter Zahl und mit großem Engagement „in der Welt und für die Welt“ – worin sie sowohl durch die Bistumsleitung als auch den Pfarrklerus mit allem Nachdruck unterstützt wurden.

Welches waren aber nun die Hauptprobleme der Seelsorge im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert? Zu nennen wäre hier zunächst einmal

¹³ Regeln und Gebete des Vereins der hl. Elisabeth für die Diözese Hildesheim. Hildesheim 1912, S. 1. Zum Elisabethverein s. Scharf-Wrede, Bistum Hildesheim (wie Anm. 6), S. 378–380.

die ungemein starke Binnenmigration, die Wanderbewegung vom Land in die Stadt: Immer mehr Menschen verließen ihre traditionellen, konfessionell meist verfestigten Lebensräume und zogen dorthin, wo sie Arbeit und damit Lohn und Brot fanden. Mit dieser Problematik setzte sich im Mai 1911 die 4. Dechantenkonferenz sehr intensiv auseinander, ein von Bischof Bertram 1908 eingeführtes Diskussionsforum, das ganz bewußt in die Zukunft denken sollte und von dem ungemein viele Anregungen für die praktische Seelsorgsarbeit ausgingen. U.a. forderte diese Konferenz, daß Jugendliche bei ihrer Schulentlassung unbedingt „im Besitz der religiösen Grundwahrheiten“ sein sollten, da sie sich nur so in einer weithin säkularen Umgebung zurechtfinden könnten:

„Die Jugendlichen sind zu bewahren vor mechanischem Gewohnheitschristentum, anzuleiten zur guter Verrichtung der täglichen Gebete, Heilighaltung des Sonntags, vierwöchentlichem Sakramentenempfang und zu resolutem Auftreten als katholische Christen.“¹⁴

Für Jugendliche, die die ländlichen Regionen verlassen wollten, wurden insbesondere die bereits erwähnten Gesellenhäuser als Anlaufpunkte in den Städten propagiert, für die ihnen der jeweilige Ortspfarrer provisorische Aufnahmekarten mitgeben sollte.

„Der Pfarrer lege sich ein besonderes Verzeichnis der Jugendlichen an nach Name, Vorname, Geburtsdatum, Stand, Arbeitsstätte und Wohnung. In ländlichen Gemeinden ist die Anlegung einer solchen ‚Kartothek über die Schulentlassenen‘ durchaus nicht schwer. Diese Liste ist halbjährlich zu revidieren. ... Eltern und Geistliche bleiben mit den Abwandernden in Verbindung; der Geistliche besuche die Eltern, erkundige sich freundlich nach den Abgewanderten. Der Heimatgeistliche sehe beim Gemeindevorsteher ... zuzeiten die Abmeldungen ein, erkundige sich im Männerverein nach den erfolgten Abwanderungen.“¹⁵

In der Praxis konnten diese Forderungen allerdings nicht erfüllt werden: die Beteiligten waren schlechtweg überfordert, zumal auch das kirchliche Netz gerade in den Ballungsgebieten unter chronischem Priester- und allgemeinem Personalmangel litt.

¹⁴ Protokoll der 4. Dechantenkonferenz der Diözese Hildesheim vom 29. Mai 1911, als Manuskript gedruckt, Hildesheim 1911, S. 10.

¹⁵ Ebd., S. 11f.

In den ebenfalls auf dieser Konferenz erarbeiteten „Winken für die Großstadtseelsorge“ wurde gleichsam eine Art ‚Anforderungsprofil für den modernen Seelsorger‘ entwickelt, das Bischof Bertram übrigens auch auf der Fuldaer Bischofskonferenz des Jahres 1911 vorstellte:

„Der Großstadtseelsorger hat einen besonders hohen Grad starkmütiger, gesunder, inniger Frömmigkeit anzustreben. Daher soll er die Übungen der Frömmigkeit mit um so größerer Treue zu halten suchen, je leichter die stete Abgabe religiöser Wärme an eine kalte Umgebung eine Gefahr für ihn und sein Wirken werden kann; ... Ein hohes Maß an gewinnender Freundlichkeit gegen alle ist nötig, verbunden mit Bestimmtheit in Ablehnung zeitraubender Ablenkungen von der Berufsarbeit. ... Wünsche betr. opportunere Zeit der Gottesdienste ziehe der Pfarrer in wohlwollende Erwägung. Die Verlegung von Predigten, Konferenzen, Andachten auf die im Verkehrsleben ruhigeren Abendstunden hat vielfach guten Erfolg gehabt. In den Vereinen Sorge der Seelsorger hauptsächlich für die religiöse Grundlage und Übungen des religiösen Lebens, die gut vorzubereiten und würdig auszugestalten sind und die die Seele des ganzen Vereinslebens bilden müssen. Die Vereinsarbeit überlasse der Pfarrer nicht ausschließlich den Hilfsgeistlichen. Auch der vielbelastete Pfarrer finde einzelne Stunden oder halbe Stunden heraus zum Erscheinen in Vereinen, um der allmählichen Entfremdung derselben vom seelsorglichen Einflusse vorzubeugen.“¹⁶

Und weiter heißt es:

„Der Planmäßigkeit der Seelsorgearbeit entspricht die Einteilung des Pfarrbezirks in einzelne Besuchsbezirke. ... Für die in bestimmtem Turnus vorzunehmenden Hausbesuche benötigen die Hilfsgeistlichen der ins einzelste gehenden Anleitung des Pfarrers.“¹⁷

In diesem Zusammenhang wurde auch die „Vita communis“ von Pfarrer und Kaplan noch einmal dezidiert festgeschrieben: durch diese sei die Seelsorge besser zu koordinieren und könne der Kaplan erheblich an Erfahrung gewinnen – außerdem sei diese Lebensform noch erheblich kostengünstiger als zwei getrennte Haushalte...

Ein weiteres Kernproblem pastoraler Arbeit um die Jahrhundertwende war die seelsorgliche Betreuung der zahlreichen nichtdeutschsprachigen Katholiken, die vor allem während der Sommermonate in den landwirtschaftlichen

¹⁶ Ebd., S. 13f.

¹⁷ Ebd., S. 14.

Betrieben der Lüneburger Heide und um Braunschweig tätig waren; mit 1910 bistumsweit rund 24.000 bildeten die Polen die größte Gruppe.¹⁸

Daß eine solch große Gruppe einer eigenen Seelsorge bedurfte, stand für die Hildesheimer Bistumsleitung außer Frage. Sie beauftragte deswegen über viele Jahre hinweg – genauer gesagt: von 1894 bis in den Ersten Weltkrieg hinein – polnische Geistliche, nach einem vorher festgelegten Pastoralplan das ganze Bistum zu durchreisen und mit ihren Landsleuten die hl. Messe zu feiern, ja bei Bedarf und Interesse sogar eigene Missionswochen anzubieten. Darüber hinaus bemühte sich insbesondere Bischof Bertram um die Integration gerade dieser Gruppe in die ordentlichen Kirchengemeinden; etwa durch die regelmäßige Freistellung von Diözesanpriestern zum Erlernen der polnischen Sprache oder auch durch sein persönliches Einschreiten bei lokalen Streitigkeiten.

Eindeutiges Zentrum aller Seelsorge blieb jedoch natürlich die Feier des Gottesdienstes, insbesondere des Sonntagsgottesdienstes. Bischof Bertram formulierte dies in seinem Fastenhirtenbrief des Jahres 1914 so:

„Wo die echte Sonntagsheiligung fehlt, da verliert der Mensch. Mit Sonntagschändung nimmt nicht nur der Unglaube, sondern auch die Roheit zu, weil die geistige Bildung schwindet. ... Der Sonntag ist aber nicht nur die wohlthätigste Einrichtung im Volksleben, sondern überdies ein wichtiges Glied im Heilsplane Gottes, ein Zeichen des Bundes zwischen Gott und den Auserwählten. ... Möge darum für keine Gemeinde unserer Diözese der Vorwurf gelten: ‚Wir gehen mit dem Sonntage zu leichtfertig um!‘ ... Geistes- und Herzensbildung in Christi Sinne soll der Sonntag bringen. Darum ist eng verbunden mit dem Opfer des Altares die planmäßige religiöse Belehrung. ... Ohne die Verkündigung der ewigen Wahrheiten kann der Katholik sich keine rechte Sonntagsfeier denken. ... Wer treu die Predigt liebt, dem wird die innere Erleuchtung des hl. Geistes in Stunden der Anfechtung niemals fehlen...“¹⁹

Eine Position, die Papst Benedikt XV. im 1917 promulgierten „Codex Juris Canonici“ übrigens noch weiter zuspitzte; dieses kirchliche Gesetzbuch muß

¹⁸ Zur sogen. Polenseelsorge allgemein s. E. Gatz, Seelsorge an nichtdeutschsprachigen Arbeitswanderern im Deutschen Reich bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. In: Ders. (Hrsg.), *Geschichte des kirchlichen Lebens*. Bd. 2: *Kirche und Muttersprache*, Freiburg 1992, S. 188–198; zur Situation im Bistum Hildesheim s. Scharf-Wrede, *Bistum Hildesheim* (wie Anm. 6) S. 390–195, 473–475, 567–570.

¹⁹ A. Bertram, *Der Kampf um den Sonntag*. Hirtenbrief, erlassen zum Beginn der hl. Fastenzeit 1914, Hildesheim 1914, S. 9f., 24, 27.

in unserem Zusammenhang zumindest genannt werden, normierte es doch – so der eingangs bereits genannte Erwin Gatz,

„Leben und Arbeit des Klerus bis in die Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils. Nie zuvor in der Geschichte gab es daher einen so einheitlich geprägten Klerus und eine so einheitlich geformte Kirche.“²⁰

Dennoch – oder vielleicht sogar: trotzdem – gab es auch in der Weimarer Zeit immer wieder neue Aufbrüche, fand die Kirche immer wieder den Mut, neue Wege zu beschreiten. Beispiele dafür wären etwa die katholische Jugendbewegung – allen voran die Gruppen Quickborn, ND und DJK – oder auch die Liturgische Bewegung um Romano Guardini, der es vor allem um ein bewußtes, aktives Mitfeiern des Gottesdienstes und das „Erwachen der Kirche in den Seelen“ ging; Normierung und Selbstbestimmung bildeten hier keinen sich ausschließenden Gegensatz.

Gleichzeitig rückte jetzt jedoch die Pfarrgemeinde wieder in den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens.²¹ Konrad Algermissen, Anfang der 1920er Jahre Kaplan in Hannover-St. Marien, dann Referatsleiter der Volksvereinszentrale in Mönchengladbach und Professor am Hildesheimer Priesterseminar, langjähriger Schriftleiter der Kirchenzeitung, Verfasser eines Klassikers zur Konfessionskunde und vor allem auch scharfer Kritiker der nationalsozialistischen Politik – Algermissen drückte diese „Kräfteverschiebung“ weg von den Vereinen hin zur Pfarrgemeinde so aus:

„Die Pfarrgemeinde muß wieder überall Pfarrfamilie werden. Alle Glieder der Pfarrei sollen sich als Gotteskinder einer Gottesgemeinde fühlen. ... Die moderne Großstadt ist kein naturgewachsenes Gebilde menschlicher Gemeinschaft. Sie ist das Ergebnis der individualistisch-kapitalistischen Wirtschaft der Neuzeit. Nicht der Geist der Gemeinschaft, sondern der Kampf ums Dasein hat diese Menschenmassen zusammengefügt. ... Eine große, eine entscheidungsvolle Aufgabe steht da vor uns. Diese Aufgabe heißt: Pfarrfamilie auf Grund der kleineren Pfarrgemeinde. Wo immer es möglich ist, ... wo kirchlich ein Neues zu schaffen ist, da sollte

²⁰ E. Gatz, Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zum nationalsozialistischen Kirchenkampf. In: Ders. (Hrsg.), Geschichte des kirchlichen Lebens. Bd. 4: Der Diözesanklerus, Freiburg 1994, S. 147–167.

²¹ In diesem Zusammenhang verloren vor allem die bis 1914 so dominanten katholischen Vereine an Bedeutung. S. dazu exemplarisch Th. Scharf, Katholische Kirche und Bistum Hildesheim im Spiegel der ‚Hannoverschen Volks-Zeitung‘ von 1918–1933. Osnabrück, Univ., Staatsexamensarbeit 1986, Teil 1, S. 56f.

das Ziel sein: nicht die Riesenpfarre, sondern die kleinere, lebendigere Gemeinde, nicht das große majestätische Gotteshaus, sondern die künstlerisch schöne, kleinere, aber warme Kirche. ...

Noch einsamer als der Katholik der Großstadt steht der Katholik in der Diaspora da. Was nützen ihm majestätische Kirchen, die er erst nach stundenlangen Wegen und schweren Mühen erreichen kann. Er bedarf ganz besonders jener Kraft und Stütze, die die Bindung mit Glaubensbrüdern in der familienhaften Gemeinschaft der Pfarrgemeinde bietet. ... Deshalb muß gerade für die Diaspora die Losung heißen: viele kleine Kirchen und viele einzelne Seelsorgestellen.²²

Tatsächlich wurde dieses Seelsorge-Prinzip im Bistum Hildesheim auch umgesetzt: Allein im Bereich der Stadt Hannover verdoppelte sich die Zahl der Gottesdienstmöglichkeiten von 1918 bis 1933 auf 16. Bei deren Einrichtung entschied man sich immer für die preisgünstigste Möglichkeit: Nur zwei der acht neuen Kapellen und Kirchen waren reine Neubauten, die übrigen Umbauten bestehender Gebäude.²³ Verbunden mit diesem institutionell-strukturellen Ausbau – der natürlich auch den sozial-caritativen Bereich umfaßte – war die Bestellung weiterer Seelsorger, hatte die Relation Priester : Gläubige in Hannover doch um 1910 noch ungünstige 1 : 1.800 betragen – eine Zahl, die weit über dem Bistumsdurchschnitt von 1 : 1.000 lag; zum Vergleich: vor dem Kulturkampf hatte das Verhältnis noch bei 1 : 500 gelegen.²⁴

Wie vielschichtig die seelsorgliche Arbeit gerade in dieser Zeit war, möchte ich gerne an einem konkreten Fallbeispiel verdeutlichen: anhand der Kurzbiographie Dr. Wilhelm Maxens, über dessen Leben und Wirken wir – nicht

²² K. Algermissen, Kirche und Gegenwart. Besinnliches zur heutigen religiös-kulturellen Lage, Celle 1946, S. 218–220. Dieselben Gedanken finden sich auch schon in einem früheren Aufsatz: K. Algermissen, Die Kleine Kirche? In: Priesterjahrheft des Bonifatiusvereins für 1929. Paderborn 1929, S. 61–67.

²³ Scharf, Bistum im Spiegel (wie Anm. 21), S. 43–55.

²⁴ E. Gatz, Von der Beilegung des Kulturkampfes bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. In: E. Gatz (Hrsg.), Geschichte des kirchlichen Lebens. Bd. 4: Der Diözesanklerus, Freiburg 1994, S. 125–146, hier: S. 138; Ders., Kulturkampf bis Erster Weltkrieg (wie Anm. 20), S. 166. Die heutige Relation Priester : Gläubige liegt bei ca. 1:1250, wobei allerdings auch die inzwischen 125 Ruhestandsgeistlichen sowie die in der Bistumsverwaltung oder in anderen Bereichen außerhalb der normalen Pfarrseelsorge tätigen Priester mitgezählt sind; schon bei Abzug der Ruhestandsgeistlichen verschiebt sich die Relation auf 1:1.600, bei zusätzlicher Berücksichtigung der beurlaubten Diözesanpriester auf 1:1.710 – und das bei einem insgesamt hohen Altersdurchschnitt des Hildesheimer Diözesanklerus; S. Schematismus der Diözese Hildesheim 1994. Hrsg. vom Bischöflichen Generalvikariat Hildesheim, Hildesheim 1994.

zuletzt durch seine hier in der Dombibliothek befindliche Autobiographie – recht gut unterrichtet sind.²⁵ 1867 in Hildesheim geboren, studierte Maxen nach dem Besuch des Bischöflichen Gymnasiums Josephinum in Rom Theologie, wurde dort zum Doktor der Theologie und Philosophie promoviert und kam 1895 nach Hannover: als Kaplan an St. Marien, einer sich geradezu explosionsartig entwickelnden Arbeitergemeinde im Norden Hannovers. Seine Mitbrüder waren übrigens entsetzt, als sie ihn das erste Mal sahen, trug er doch nach guter römischer Sitte Talar [also nicht die hier übliche Soutanelle] und schien ihnen für alles geeignet – nur nicht für die Gemeindegarbeit... Doch dem war nicht so, Wilhelm Maxen übernahm seinen Part in der alltäglichen, normalen Pfarrseelsorge, im Religionsunterricht und in der Vereinsarbeit. Darüber hinaus betätigte er sich in der Schriftleitung der „Hannoverschen Volkszeitung“, der lokalen katholischen Tageszeitung: In ihr sah er ein probates Mittel, die Katholiken „zusammenzuhalten“ und zum gemeinsamen Eintreten für die Rechte ihrer Kirche zu motivieren. 1903 übernahm Maxen die Leitung des neugegründeten Caritasverbands Hannover, der sich nicht zuletzt durch sein [Maxens] umtriebiges sozialpolitisches Engagement in erstaunlich schneller Zeit etablieren und der bis dahin üblichen Pfarrcaritas zahlreiche Aufgaben abnehmen konnte; heute würde man in diesem Zusammenhang vielleicht von einer „Professionalisierung der Seelsorge und Sozialarbeit“ sprechen. Nach drei Jahren wechselte er zurück in die Pfarrseelsorge, wurde zunächst Pfarrer in Linden (St. Godehard) und dann 1917 in der bereits erwähnten St. Mariengemeinde.²⁶ Hier „modernisierte“ er die seelsorgliche Arbeit gewissermaßen von Grund auf: u.a. durch die Anstellung einer hauptamtlichen Seelsorgehelferin – der ersten in unserem Bistum überhaupt –, die Aktivierung von Laienmitarbeitern etwa zur Betreuung neuer Gemeindemitglieder, die Einführung einer umfassenden Pfarrkartei, in der er alle nur irgend möglichen und für die seelsorgliche Arbeit verwendbaren Daten zusammentrug, oder auch die Verpflichtung seiner Kapläne zur Erstellung von Tagesberichten, die dann regelmäßig gemeinsam besprochen wurden.

²⁵ Zu ihm s. vor allem F. J. Wothe, Wilhelm Maxen. Wegbereiter moderner Großstadtseelsorge. Hildesheim 1962; Scharf-Wrede, Weltklerus (wie Anm. 2), S. 414–418; J. Raffert, Für Hildesheim und das Zentrum im Deutschen Reichstag: Maxen, Offenstein und die anderen, in: Hildesheimer Jahrbuch 68 (1996), S. 103–148.

²⁶ St. Maria 1890–1990. Festschrift der Katholischen Kirchengemeinde St. Maria Hannover-Nord, hrsg. von der Kirchengemeinde, Hannover 1990.

Zu den zahlreichen von Pfarrer Maxen gesetzten neuen Akzenten gehörte auch eine Haus- und Kapellenmission im direkten Anschluß an den großen deutschen Katholikentag in Hannover im Jahr 1924: Kirchenentfremdung hielt er nämlich nicht unbedingt für eine bewußte Entscheidung gegen die Kirche, sondern eher für einen Ausdruck der Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit – woraus er folgerte, daß sich dann eben die Kirche selbst auf den Weg machen müsse... Dazu gehörte auch die Gründung eines Gemeindeblattes mit Veranstaltungshinweisen, Informationen über das Geschehen im Bistum und in der Weltkirche sowie unterhaltende Artikel; die „Grüße aus der Mariengemeinde“ fanden bis zu ihrem Verbot durch die Nationalsozialisten einen reißenden Absatz.

Diese systematisierte und dennoch keinesfalls verbürokratisierte, sondern lebendige Form der Seelsorge konnte im Bistum Hildesheim auch in der Zeit des sogen. Dritten Reiches beibehalten werden. Ein Beispiel hierfür wäre etwa der 1944 durch die Nationalsozialisten wegen angeblich defaitistischer Äußerungen hingerichtete Pfarrer Joseph Müller, der seine Kirche, seine Gemeinde, bewußt „offen“ hielt, der sich mit großem Nachdruck für all das einsetzte, was vor 1933 selbstverständlich gewesen war – also u.a. für eine intensive kirchliche Jugendarbeit und ein konfessionell gebundenes Schulwesen, ja, der darüber hinaus Fremd- und Zwangsarbeiter in sein seelsorgliches Tun wie auch in das gemeindliche Leben miteinbezog.²⁷

Gleichermaßen der „Analyse des Ist-Standes“ wie einer „Ziel-Skizzierung“ seelsorglicher Arbeit diente die Hildesheimer Diözesansynode des Jahres 1937.²⁸ In einem Einleitungs-Referat skizzierte der in anderem Zusammenhang bereits erwähnte Professor Algermissen die aktuelle Pastoral:

„Seelsorge ist Schaffung von geistigem Leben. Geistiges Leben kann nicht mechanisch gemacht, nicht durch Organisationen maschinenmäßig fabriziert werden. ... Ein Seelsorger, der Führer seiner Gemeinde ist, begnügt sich nicht mit der abwartenden Seelsorge, sondern gleicht der Mutter, die die Sorge für ihre Kinder nicht zur Ruhe kommen läßt, die ihr eigenes Wohl, ihre Gesundheit, ihre Bequemlichkeit für nichts achtet, wenn es sich um die Rettung der Kinder handelt. ...“²⁹

²⁷ Th. Scharf-Wrede, Joseph Müller – Priester in schwerer Zeit. Eine Skizze seines Lebens, Hildesheim 1994.

²⁸ Kernfragen zeitnaher Seelsorge. Pastoralreferate der Hildesheimer Diözesansynode 1937 nebst Protokollen und Synodaldekreten, hrsg. vom Bischöflichen Generalvikariat Hildesheim, Hannover [1937]. Vgl. hierzu ausführlich Bistumsarchiv Hildesheim, G II (neu) 61, 62.

²⁹ K. Algermissen, Die Wege der heutigen Seelsorge. in: Kernfragen (wie Anm. 28), S. 14-40, hier: S. 21.

Ausdrücklich wies Algermissen auf die für jede seelsorgliche/kirchliche Arbeit zentrale Bedeutung der Eucharistie hin:

„Die Forderung, daß liturgische Neuerungen den Gläubigen nicht von außen her aufgedrängt werden dürfen, sondern unter Anregung und Pflege des Seelsorgers im Volk wachsen müssen, gilt auch hinsichtlich der Art des Mitbetens und Mitsingens der Meßgebete und Meßgesänge. ... In allen Stillmessen, auch an den Sonn- und Feiertagen, ferner bei den Segensandachten, Prozessionen, Wallfahrten, Heiligen Stunden möge bei Gesang und Gebet ausschließlich die deutsche Sprache gepflegt werden.“³⁰

In diesem Zusammenhang warb er auch noch einmal für eine möglichst frühe Erstkommunion wie überhaupt für einen möglichst intensiven Sakramentenempfang.³¹

Unter ihrem Leitthema „Kernfragen zeitnaher Seelsorge“ beschäftigte sich die Synode mit eigentlich allen pastoralen Themenfeldern: steckte u.a. die in Stadt und Land unterschiedlichen kirchlichen Rahmenbedingungen ab, problematisierte die Standesseelsorge – wobei ihr Interesse vor allem den Männern und Jugendlichen galt –, stellte eine Art „Predigt-Anforderungskatalog“ auf und analysierte auch sehr ausführlich die außerordentliche Seelsorgsarbeit; Katholische Aktion, Laienapostolat, Exerzitien mögen hier als Stichworte genügen.

Eigens thematisiert wurde die „Seelsorge an der ‚Wandernden Kirche‘“. Der Gieboldehäuser Pfarrer Muth führte diesbezüglich u.a. aus:

„Ist die Jugendseelsorge heute besonders wichtig und mühevoll, so gilt das vor allem für die Arbeit an den Jugendlichen beiderlei Geschlechts, die von den staatlichen Einrichtungen des Arbeitsdienstes, der Landhilfe und des Landjahres erfaßt werden. Für diese sind wir Priester genauso verantwortlich wie für unsere übrigen Pfarrkinder. ...

Sind diese Lager weit entfernt von der Kirche, wie es in unserer Diözese fast Regel ist, so ist in der Nähe des Lagers in einem Schulzimmer oder Wirtshaus, wenn irgend möglich alle 14 Tage, Gottesdienst einzurichten, wozu regelmäßig einzuladen ist und wobei auf die Lebensverhältnisse der Jugendlichen und auf Heimatsitten Rücksicht genommen werden muß. ...³²

³⁰ Ebd., S. 27.

³¹ Vgl. dazu auch E. Riebartsch, Gestaltung des Gottesdienstes und gottesdienstliche Handlungen. Ebd., S. 66–71.

³² A. Muth, Die Seelsorge an der ‚Wandernden Kirche‘. Ebd., S. 249–253.

1937 gab es im Bistum Hildesheim rund 60 Arbeitsdienstlager, 75 Landjahreime sowie eine beträchtliche Zahl an Landhelfern – summa summarum immerhin 12.500 Katholiken.

Übrigens erließ Bischof Machens im Nachgang zu dieser Synode auch eine neue Kleider- und Verkehrsmittelsordnung für seinen Diözesanklerus. Danach mußte „die Kleidung der priesterlichen Würde entsprechen und den Geistlichen als solchen leicht erkennen lassen.“³³

Und hinsichtlich der Benutzung von Kraftfahrzeugen ordnete er an:

„Allen Geistlichen, die Kraftwagen – Dienst- oder Privatwagen – fahren, ist streng untersagt, weibliche Personen, einschließlich der Gemeindehelferinnen, Pfarrhaushälterinnen und auch der eigenen Angehörigen, im Kraftwagen mitzunehmen, wenn nicht ein zwingender Grund entschuldigt und mehrere Personen zugleich mitfahren. Jedes Ärgernis muß überdies ausgeschlossen sein.“³⁴

So sehr wir auch heute über diese Bestimmung schmunzeln mögen – die praktische Arbeit vor Ort, gerade in der Diaspora, wurde durch sie nicht gerade erleichtert.

Elf Jahre später, in der Weihnachtswoche des Jahres 1948, trat in Duderstadt eine neuerliche Hildesheimer Diözesansynode zusammen: vor dem Hintergrund der kriegsbedingten Vertreibung Millionen Deutscher aus den Ostgebieten und der starken Binnenwanderung sicherlich ein richtiger Schritt. Auf ihr bemerkte der schon bekannte Konrad Algermissen u.a.:

„Was uns in der Predigt Not tut, ist, daß wir einem religiös durchaus unwissenden, aber gleichzeitig verbildeten Geschlecht die ewigen Wahrheiten in vertiefter, aber auch verständlicher Form darbieten, daß wir nur wenig an religiösen Kenntnissen voraussetzen und den Weg vom Glauben ins Leben, ins heutige Leben zeigen.“³⁵

Ähnlich äußerte sich Pater Kurt Dehne: „Die Stellung der Kirche im öffentlichen Leben ist verändert. Dadurch ist eine Änderung in den Formen ihres Wirkens bedingt.“ Woraus er wiederum schlußfolgerte: „Zwangsläufig ergibt

³³ Bischöflicher Erlaß zur Kleidung des Klerus sowie zur Benutzung von Verkehrsmitteln. Ebd., S. 293–296, hier: S. 293.

³⁴ Ebd., S. 296.

³⁵ K. Algermissen, Die seelsorgliche Lage der Gegenwart und unsere grundlegenden Aufgaben. In: Die Referate der Hildesheimer Diözesansynode vom 27.–30. Dezember 1948. [Hildesheim] 1950, Heft 1, S. 1–20, hier: S. 17.

sich daher eine teilweise Verlagerung der Verantwortung von der kirchlichen Führung auf die Gläubigen.³⁶

Es kann an dieser Stelle nicht darum gehen, die seelsorglich-pastoralen Neugewichtungen der Jahre vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil auch nur annähernd zu beschreiben. Allein bis 1948 kamen 400.000 Katholiken neu ins Bistum Hildesheim, deren Integration natürlich erhebliche Probleme bereitete; beredten Aufschluß darüber geben vor allem die Visitationsvorberichte. Bemühungen der Bistumsleitung um Berücksichtigung der konfessionellen Gegebenheiten bei der Einweisung der Heimatvertriebenen hatten keinen Erfolg, weswegen an vielen Orten Notkirchen errichtet wurden, wie auch die Evangelischen Landeskirchen eigene Gotteshäuser zur Verfügung stellten – das Gemeinde- und Kirchensystem wurde gerade in den 1950/60er Jahren immer dichter geknüpft.³⁷

„Äußerer“ und „innerer“ Neuaufbau der Kirche von Hildesheim gingen Hand in Hand, wozu u.a. auch das bistumsweite Engagement um die Wiedereinrichtung der Bekenntnisschule als Regelschule, die verschiedenen regionalen Katholikentage und vor allem der große Deutsche Katholikentag 1962 in Hannover beitrugen.³⁸

Fundamentale Veränderungen erfuhr das Bistum Hildesheim bzw. die Seelsorge in eben diesem Bistum durch das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) sowie die darauf aufbauende Diözesansynode 1968/69.³⁹ Diese war eine „Synode neuen Stils“, an der – wie es im Einladungsschreiben Bischof Heinrich Maria Janssens ausdrücklich hieß – „alle Glieder des Gottesvolkes aus dem Bistum“ mitarbeiten sollten; was durch die gleichberechtigte Mitwirkung von Geistlichen und Laien faktisch auch geschah.

³⁶ K. Dehne, Männerseelsorge. Ebd., Heft 2, S. 7–18, hier: S. 9.

³⁷ Damit verbunden war auch ein intensiver institutioneller Ausbau: 1947 gab es im Bistum Hildesheim 131 Kuratien, 1954 schon 209. S. H.-G. Aschoff, Diözese Hildesheim. In: E. Gatz (Hrsg.), Pfarr- und Gemeindeorganisation. Studien zu ihrer Entwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Paderborn 1987, S. 111–128, hier: S. 126.

³⁸ Zur Entwicklung des Bistums Hildesheim nach 1945 s. H.-G. Aschoff, Die katholische Kirche in Niedersachsen nach 1945. in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 91 (1993), S. 211–238 sowie exemplarisch Ders., Um des Menschen willen. Die Entwicklung der katholischen Kirche in der Region Hannover, Hildesheim 1983.

³⁹ Zum Verlauf des II. Vatikanum s. kurzgefaßt H. Jedin, Kleine Konziliengeschichte. Freiburg 8.1978, S. 127–175; zur Theologie dieses Konzils s. vor allem die entsprechenden Ergänzungsbände des LThK. Zur Hildesheimer Diözesansynode s. Diözesansynode Hildesheim 1968/ 69. 2 Bde., hrsg. vom Bischöflichen Generalvikariat, Hildesheim 1970/ 72.

Wichtig für unseren Zusammenhang, also die Frage nach der Entwicklung der Seelsorge im Bistum Hildesheim, war hier vor allem die Kommission „Glaubensverkündigung – Ökumenismus“. Nüchtern analysierte diese zunächst die gegenwärtige Situation:

„Die Entwicklung der letzten Jahre innerhalb und außerhalb der Kirche hat zu einer Glaubenskrise geführt, was nicht ohne Folgen für die Verkündigung, besonders die Predigt blieb. ... Alte Schemata und Formeln einer unverständlich gewordenen Theologensprache, Vorbeireden an der religiösen Situation des Hörers, der die Kirche als ‚unmodern‘ empfindet, unfähig, auf seine Nöte und Fragen zu antworten. Die Folge sind oft resignierender Rückzug aus dem kirchlichen Leben, Gleichgültigkeit oder Abfall. Dieser lautlose Emigrationsprozeß ist ein Alarmsignal. ...

Der Prediger muß den Menschen und seine Welt kennen, damit er die Heilsbotschaft aktuell verkünden und auf die heutigen Verhältnisse hin auslegen kann. ... Nur so kann die Predigt zum personalen Glaubensakt beitragen, der die Antwort an den rufenden Gott, nicht nur formale Anerkennung von Lehrsätzen ist.“⁴⁰

„Aggiornamento“, „Heutig-Werden“ von Kirche – um ein Wort von Papst Johannes XXIII. aufzugreifen – war das Programm der Hildesheimer Synode. Dies galt insbesondere hinsichtlich eines ökumenischen Miteinanders der Kirchen und Konfessionen:

„Wo immer es möglich ist, möge von den katholischen Christen – Priestern und Laien – die Begegnung mit den Brüdern und Schwestern der anderen Kirchen gesucht werden. Es genügt nicht mehr, daß wir als Christen bloß freundlich nebeneinander leben. Wir halten es für geboten, offen und unbefangen, ohne Aufdringlichkeit, aufeinander zuzugehen.“⁴¹

Überlegungen, die uns heute – erfreulicherweise – vollkommen selbstverständlich sind, die damals aber neu waren. Ich zitiere aus einem Bericht des Norddeutschen Rundfunks:

„Inmitten der Arbeit an vordringlichen Alltagsaufgaben gelangen der Synode doch einige mutige Ausblicke auf die Zukunft. ... Ökumenisch richtete sich der

⁴⁰ Glaubensverkündigung heute. Resolution der Kommission ‚Glaubensverkündigung – Ökumenismus‘, in: Diözesansynode Hildesheim 1968/ 69 (wie Anm. 39), Bd. 2, S. 33–40, hier: S. 33f.

⁴¹ Ökumenismus. Resolution der Kommission ‚Glaubensverkündigung – Ökumenismus‘, in: Diözesansynode Hildesheim 1968/ 69 (wie Anm. 39), Bd. 2, S. 43–47, hier: S. 44.

Blick auf eine gemeinsame Seelsorge beider Kirchen für konfessionsverschiedene Ehen und ein wachsendes Miteinander, das auch den gelegentlichen Predigeraustausch zwischen evangelischen und katholischen Gemeinden einschließt. Selbst die Frage nach gemeinsamen Bauten beider Konfessionen wurde angesprochen. ...

Seit Hildesheim haben Kritiker kaum mehr das Recht, über die Stagnation der kirchlichen Erneuerung in Deutschland verzweifelt zu sein. Was niemand so erwartet hatte, geschah: es gab einen kräftigen Ruck nach vorn.⁴²

Dieser „Ruck nach vorn“ bestand u.a. in der Neugestaltung der Liturgie und der immer intensiveren Einbindung der Laien in die seelsorglich-pastorale Arbeit – und zwar nicht primär aufgrund des seit Anfang der 70er Jahre immer größer werdenden Priestermangels, sondern vor dem Hintergrund eines durch das II. Vatikanum, aber eben auch die Hildesheimer Synode gewandelten bzw. sich wandelnden Kirchen- und Gemeindeverständnisses.

Kirche und Gemeinde als Gemeinschaft mit Gott – miteinander – für die Welt, so möchte ich – mit den Worten unserer Diözesansynode von 1989/ 90 – die Aufgaben und Ziele heutiger, moderner Seelsorge und Pastoral zusammenfassen. Ob nun um 1850 oder um 1900, heute wie morgen geht es in der Seelsorge um die Beziehung des Menschen zu Gott, seine Verantwortung für die Welt und nicht zuletzt gegenüber dem Mitmenschen.

⁴² Die Synode im Spiegel von Rundfunk und Presse. Rundfunk, in: Diözesansynode Hildesheim 1968/ 69 (wie Anm. 39), Bd. 1, S. 275–311, hier: S. 310.